

Werk

Titel: Georg Reinhards eines deutschen Bauers Lebensgeschichte

Autor: Hatzel, Adam Heinrich

Verlag: Claß

Ort: Heilbronn am Neckar [u.a.]

Jahr: 1796

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN319777340

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN319777340>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=319777340>

LOG Id: LOG_0020

LOG Titel: Achtzehntes Kapitel. Wie die Gemeinde zu Feldhaußen eben so, wie Reinhard es lange schon gethan hatte, ihre Felder von der Schafhuth durch eine jährliche Abgabe befreyet.

LOG Typ: chapter

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

tauchte ihn in Wasser ein, stampfte ihn in ein Gefäß, und bestreute jede Lage hinlänglich mit Salz. Dieses Gefäß hob er an einem sehr kühlen Orte bis in Winter auf, wo er diesen gesalznen Klee unter das dürre Futter mischte, und es schmackhafter machte. In der Folge grub er auf der Winterseite in seinem Garten eine Grube, ließ sie schön ausmauern, und stampfte darein eine ziemliche Menge Klee. Besonders wenn Regenwetter dem Dürrmachen des Klees ungünstig war, mähetete er ihn ab zum Einsalzen, und machte sich also auf diese Weise einen Futtervorrath auf den Winter.

Achtzehntes Kapitel.

Wie die Gemeinde zu Feldhausen eben so, wie Reinhard es lange schon gethan hatte, ihre Felder von der Schafhuth durch eine jährliche Abgabe befreyet.

Die meisten Feldhäuser Bauern, denen es ein Ernst war, den Futterkräuterbau und ihre Feldwirthschaft nach Reinhard's Manier zu betreiben, sahen bald ein, daß ihnen der Weydengang der herrschaftlichen Schafe hinderlich sey. Zwar wurde von Herrschafts wegen dem Schäfer anbefohlen, die Kleefelder zu schonen und überhaupt nirgends den Bauern Schaden zuzufügen. Allein der Schäfer, aufgebracht dar

über, daß durch den Kleebau der Weydbezirk beschränkt wurde, wußte es schon so einzurichten, daß der Weydgang der Schafe, trotz des herrschaftlichen Befehls, dennoch den Kleefeldern nachtheilig werden mußte. Genau genommen erstreckte sich das obrigkeitliche Geboth nur auf die Schonung des Kleefelds den Sommer über, und es war nicht ausdrücklich verboten, daß die Schafe in andern Jahreszeiten ebenfalls nicht auf Kleefeldern geweidet werden sollten. Freylich wollte es die Landesobrigkeit nicht haben, daß die Schafheerden auf Kleeländereyen Verheerung und Verwüstung anrichten sollten; wenn indessen aber Beschwerden gegen den Schäfer eingingen: so blieben ihm dennoch tausend Ausflüchte übrig, weil die herrschaftliche Verordnung sehr unbestimmt und nicht mit Sachkenntniß abgefaßt war. Besonders nachtheilig waren die Schafheerden den erst neu ange säeten Kleefeldern; sie nagten an den Kleewurzeln, zogen sie aus, und traten den lockern Boden bey feuchter Witterung schändlich zusammen. Im Frühjahre dauerte die Weyde bis zum Ende des Aprils fort, und anstatt daß zu dieser Zeit die Kleepflanzen sich gehörig bestanden und ausbreiten sollten, wurden die jungen Sprossen immer wieder bis auf die Wurzel von den Schafen abgebissen. Natürlicher Weise fielen nachher die Kleeärndten oft sehr dürftig aus.

Jetzt sahen die Banern zu Feldhausen gut genug ein, warum Meinhard gleich in seinem ersten Haushaltungsjahre seine Grundstücke durch eine jährliche Abgabe von der schädlichen Schafhut befreyet hatte, und die meisten waren sehr geneigt, auf eine ähnliche Weise um die Huthfreyheit bey ihrer Herrschaft nachzusuchen. Da viele der Meynung waren, die ganze Gemeinde sollte zusammenstehen: so wurden freylich mehrere gemeindliche Zusammenkünfte gehalten, bis sie alle eines Sinnes wurden. Ueberhaupt ging es bey den Berathschlagungen der Gemeinde zu Feldhausen sehr unordentlich zu; jeder wollte nur immer seine Meynung geltend machen, und hörte nicht auf die Vorschläge anderer. Gründe wurden gar nicht verlangt, vielweniger angehört. Jeder schrie in den Tag hinein, und keiner merkte auf das, was der andere vorbrachte. So wurde denn selten untersucht, welche Meynung und welcher Vorschlag wohl am gescheitesten wäre. Mancher schrie und stritt, ohne zu wissen, wovon die Rede war, und nach einem langen Streite endigten oft Schimpf- und Spottreden die vorgedachte Berathschlagung, davon immer der Erfolg war, daß alte nachbarliche Zänkereyen aufgewärmt wurden. So ging es auch hier, und über ein Jahr verfloß, ehe sie einig wurden.

Es wurden nun etliche Männer abgeschickt, der Herrschaft eine jährliche Abgabe anzubie-

then, damit künftig die Schafe nicht mehr auf ihren Kleeefeldern weyden dürften. Die Gemeinde erhielt auf ihre gemachte Vorstellung die Zusage, daß gegen eine mäßige jährliche Abgabe auf denjenigen Feldern, welche mit Futterkräutern oder mit irgend einem Gewächse angebauet wären, zu keiner Jahreszeit die Weyde mit den Schafen mehr Statt finden sollte. Nur das Feld würde künftig als Brachfeld angesehen, auf welchem wirklich keine Frucht angebauet wäre, und nur auf diesen leeren und unbebauten Aeckern dürften die Schafe geweydet werden. Auch die Wiesen wurden im Frühjahre verschont und nicht mit den Schafsheerden betrieben. Da nun die Weyde beschränkt war, so wurden auch, die herrschaftlichen Schafsheerden um die Hälfte vermindert. Jetzt ging es nicht nur mit dem Kleebaue besser, sondern jeder konnte sein Feld anbauen und benutzen, wie er wollte, und es hieß nicht mehr, dieser Acker liegt im Brachfluh, er muß brache liegen.

Vorher suchte mancher Bauersmann, sein Kleeefeld eben so wie sonst seine Wiesen den Winter über mit Mist zu überstreuen, und so gegen die Schafsheerden einiger Massen zu schützen. Reinhard billigte aber dieses Verfahren nicht ganz. Er meynte, den Schafen wäre zwar die Weyde ziemlich verdorben, aber dennoch wären
die

die Kleeäcker dadurch nicht gänzlich gesichert. Wenn auch durch das Bestreuen mit Mist den Mäulern der Schafe Einhalt gethan wäre, so sey doch schon das bloße Hin- und Hertreiben der Heerden bey nasser Witterung den Kleefeldern sehr nachtheilig. Ueberdies verursache dieses Verfahren viele Arbeit und Mühe, und man verschwende auf eine unnütze Weise den Mist, welchen man zur Düngung auf seinen Brachäckern besser anwenden könnte. Zwar ginge der Mist auf dem Kleefelde nicht verloren, aber dennoch sey er zum weitem Gebrauche unkräftig und von der Luft ausgesogen worden. Indessen meynten einige Bauern, dieser aufgestreute Mist gäbe dem Kleefelde zugleich eine Düngung, und brächte auch in so fern einigen Nutzen. Reinhard war aber anderer Meynung, und behauptete, der Aufwand sey größer als der Nutzen; wenn der Mist nicht unterzephyllt würde, so könnte er nicht in die Verwesung übergehen, und nicht gehörig düngen. Wenn das Wachsthum des Kleeß durch eine solche Düngung erst befördert werden müßte, so wäre es weit gefehlt. Hätte man aber auf ein gehörig fruchtbar gemachtes Land Klee angebauet, so wäre sie ohnehin überflüssig. Besser ist es, man gibt für die Einschränkung des Huthrechts eine jährliche Abgabe, so ist das Bestreuen der Kleefelder mit Mist des Weidganges wegen nicht mehr nöthig, und man kann alsdann den Kleebau vortheilhaft betreiben.

So unwirthschaftlich nach Reinhardts Meynung die Bedingung der Kleeäcker mit Mist war, so viel hielt er darauf, sie mit Asche oder Gyps zu überstreuen, um dadurch die Fruchtbarkeit des Klees zu vermehren. Indessen wäre auch diese Bedingung nicht nothwendig, wenn man auf fruchtbares Land Klee angebauet habe. Solte aber ein Kleeacker keinen rechten Trieb haben, so könnte durch das Bestreuen mit Gypse oder Asche eine größere Fruchtbarkeit bewirkt werden. Ungebrannten Gyps, wenn er klar gestampft oder gemahlen worden war, säete er bald allein, bald mit Asche vermischt auf das Kleefeld. Entweder im April oder gleich nach dem ersten Schnitte streuete er den Gyps auf den Klee, doch nicht auf einem Felde oft hintereinander, und niemahls auf ganz junges Kleefeld.

Den Samen so wohl von dem spanischen Klee, als von der Luzerne und Esparzette, zog er sich selbst, weil der erkaufte Samen oft schlecht ist, und durch das Dörren auf dem Offen nicht selten sehr verbrannt wird. Von dem spanischen Klee nahm er den Samen jedesmahl von dem zweyten Schnitte, damit er erst eine Kleeärndte erhielt; denn läßt man den ersten Schnitt zum Samen stehen, so hat man nachher keine Kleeärndte mehr zu hoffen. Wenn er aber von einem Felde Samen ziehen wollte, so mähet er den ersten Klee frühzeitig, so bald er anfang,

fang, zu blühen, zum Dürremachen ab, weil alsdann der Samen besser wird, wenn der erste Schnitt nicht bis zur vollen Blüthe stehen bleibt. Auch zog er niemahls Samen von einem Felde, welches noch ein Jahr Kleefeld bleiben sollte, weil es durch den Samen sehr entkräftet wird, und nachher schlechte Ernten gibt; sondern er nahm allemahl einen Kleeacker zum Samenziehen, der nachher umgepflügt wurde. Von der Luzerne ließ er ebensfalls jedesmahl den zweyten Schnitt zum Samen stehen, um erst vorher eine Ernte abzunehmen; hingegen von der Esparzette ließ er den ersten Schnitt zum Samen stehen. Weder von einem jungen Luzern, noch Esparzettefelde zog er Samen, sondern ein solches Feld mußte wenigstens vier Jahre alt seyn, damit die jungen Stöcke durch den Samen nicht entkräftet würden.

Neunzehntes Kapitel.

Enthält ein Gespräch über die Landesart, oder, über den Einfluß der natürlichen beschaffenheiten eines Landes auf den Feldebau.

Es war von je her die Gewohnheit zu Feldbauen, daß die Bauern bey ihren Zusammenkünften oft vom Feldbau und von ihren felbwirths